

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 26 — Sonntag, den 27. Juni 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Neustädtel - 750 Jahre alt

Von Dr. Gerhard Heilfurth, Leipzig

Vom 3. bis 5. Juli feiert die alte Bergstadt Neustädtel i. E. anlässlich ihres 750jährigen Bestehens und anlässlich des 450jährigen Bestehens des heute als Ausflugsziel weitbekannten Bergsees Filzteich ein großes Heimatfest. Im Mittelpunkt steht ein historischer Festzug mit der Bergparade.

Unter allen Städten des Westerzgebirges war Neustädtel, die kleine baldenumkränzte Erberastadt zwischen Glesberg

Volksbewegung der Ostkolonisation, durch die der Bergurwald unserer Heimat erstmalig aufgeschlossen und besiedelt worden ist, und zwar von Volksgenossen aus dem westlichen Deutschland. Slawen haben ihn — das sei hier gegen eine veraltete, heute endgültig widerlegte, aber leider noch immer im Schrifttum aller Art spukende Annahme ausdrücklich betont! — niemals seßhaft bewohnt.



Modernes Strandleben in herrlicher Berglandschaft.



Ein träumerischer Winkel im Waldfrieden des Bergsees.

und Filzteich, bis vor kurzem am wenigsten und dürftigsten geschichtlich aufgehellte. Ueber Neustädtel war wenig gesagt, von dem wenigen aber war das meiste falsch oder zumindest schief. Die geringe Beachtung aber hatte zur Folge, daß im Ort und nach außen seine Ueberlieferungswerte, seine geistigen und sachlichen Denkmäler so gut wie nicht ins Licht gerückt und gepflegt werden konnten. Wenn sich Neustädtel, von den kräftigen Impulsen unserer Zeit bestimmt, heuer ansieht, ein großzügiges Heimatfest zu begehen, so mögen damit all die Fehler der Vergangenheit einen empfindlichen Stoß bekommen.

Dieser Fehlersturm eröffnet die Frage nach dem Alter und Ursprung des Ortes. Eine heikle Frage! Wären wir auf den Urkundenbestand allein angewiesen, so ließe sich, das gilt für die meisten erzgebirgischen Orte, nicht beantworten, und man müßte sich mit vagen Vermutungen begnügen: „älter als Schneeberg“, „im 14. Jahrhundert als Zinnfeisniederlassung angelegt“ oder ähnlich, wie man an vielen Stellen lesen kann. Erst in letzter Zeit hat uns die Siedlungskunde neue Handhaben gegeben, die uns im Zusammenhang mit der schriftlichen Ueberlieferung aus der Flurform wichtige Schlüsse ziehen lassen.

Die Neustädter Fluranlage belegt eindeutig den bäuerlichen Charakter der Gründung. Sie reicht zurück in die große deutsche

Das Vorwärtsschreiten des deutschen Einflusses in den west-erzgebirgischen Urwald wird zum erstenmal 1118 spürbar. In diesem Jahr legte Bischof Udo von Raumburg urkundlich den Gausprengel für die neugeweihte Zwickauer Marienkirche im großen Umriß fest. Das Gebiet erstreckte sich weit über die waldfreie Muldenaue um Zwickau hinaus in die damals noch unbefiedelte, aber bereits zur Rodung bestimmte Waldlandschaft. Im Südosten reichte es bis unmittelbar an unsere engere Heimat heran. Als Grenzpunkte nennt die Urkunde die Mündung des Schwarzwassers in die Mulde und den Borberg bei Kirchberg.

In den folgenden Jahrzehnten rückte die deutsche Kolonisation langsam gegen das Gebirge vor. Aber erst nahezu zwei Menschenalter später wurde der Südrand des geschilderten Zwickauer Gaubezirkes, der sich im Vollzug der Landnahme allmählich in einzelne Herrschaften auflöste, erreicht. 1173 beurkundete Friedrich Barbarossa die Stiftung des Klosterleins Zelle und seine Ausstattung mit 60 Hufen oder Lehen. Bei dieser Güterzuweisung handelt es sich offenkundig um die neu anzulegenden Dörfer Zelle und Schlemma mit dem Klosterberg als Verbindungsstück. Damit war auch die Urbarmachung in die nächste Nachbarschaft Neustädtels gelangt.

Die weitere Aufschließung des Bergwaldes schritt in den

nächsten Jahren rasch voran. Um 1200 war die Bewegung der Dorfgründungen im wesentlichen abgeschlossen, wenn auch der Ausbau naturgemäß stetig andauerte. Schriftliche Nachrichten darüber sind, wie erwähnt, allenthalben äußerst spärlich überliefert. Aber dafür haben wir als große untrügliche, dem steinigen Gebirgsboden mit harter Faust eingeprägte Urkunden aus der bäuerlichen Siedelzeit die Fluranlagen, durchweg Baldhufenformen, die dadurch gekennzeichnet sind, daß jeder Bauer seinen Besitz in einem einzigen Streifen hinter seinem Hof liegen hat. Neustädte, nach allen geschichtlichen Gegebenheiten zwischen 1175 und 1200 entstanden, stellt eine „prachtvolle radialfächerige Baldhufenanlage“ dar, deren Gefüge durch den späteren Aufstieg zur Bergstadt verdunkelt wurde. Seine Hufen strebten aus der Quellmulde des kleinen Dorfbaches, der seit seiner Kanalisierung und Ueberwölbung im Jahre 1784 verschwunden ist, gleich der Schwanzfiederung eines Vogels von Tal zu Berg, ähnlich wie im benachbarten Lindena u, Griesbach und bis zu einem gewissen Grade Schorlau. Mit diesen drei gleichartigen Dörfern bildete Neustädte von Anfang an eine Siedlungs- und Schicksalsgemeinschaft, die später durch den Bergbau verwaltungsmäßig in die Brüche ging, in Wirklichkeit aber geistig und kulturell standhielt.

Wir kennen weder die genaue Heimat der Siedlerchar — wahrscheinlich war sie ostfränkischer Herkunft —, die über das Vogtland herüberzog und sich am südwestlichen Fuß des Gleysberges niederließ, noch den ritterlichen Grundherrn, der sie ins Land rief. Er selbst oder sein Stellvertreter saß auf einer der Burgen der weiteren Umgebung, vermutlich auf Schwarzenberg oder Wiesenburg, in deren Grenzzone Neustädte liegt und zu denen es in jüngeren Zeiten abwechselnd gehört hat. Für die Schwarzenberger Herrschaft spricht der natürliche landschaftliche Zusammenhang, für die Wiesenburger der allgemeine Zug der Besiedlung, der vom Stand der Burg aus auf das Gebirge zuging.

Aus den ältesten Zeiten des kleinen Baldhufendorfes wissen wir an Einzelheiten nichts, nur so viel ist gewiß, daß etwa ein Duzend Bauern den Siedlerstamm bildeten. Jeder von ihnen bekam sein Stück Land zugemessen, eines dem anderen an Bodenbeschaffenheit und Größenverhältnis möglichst gleichwertig, auf dem es nun Hacke und Pflug anzusetzen galt. Die Raine, die damals festgelegt wurden und die Hufen voneinander trennten, sind als letzte greifbare Zeugnisse aus der Kolonisationszeit teilweise trotz des umgestaltenden Bergbaues bis auf den heutigen Tag erhalten, diejenigen nämlich, die in

langer geschlossener Linie vom Ort bis zur Flurgrenze laufen. So ward vor 750 Jahren „auf wilder Wurzel“ der Grund für die Heimat gelegt, die seitdem 25 Generationen, eine auf den Schultern der anderen stehend, hüteten.



Un Baam siht de Fial un macht sei Musi;
't braucht net ne Rundfunt, 't pfeift sich a Stüd.

's Bagel rauscht salber ne Tal su entlang,
un jedermann frat sich am hamischen Klang.

De Fichten im Wald, die spielen ganz alla
's Waldrauschen schinner, als Phonola es fa.

Im Wiesenheu hörst du de Heuschrad ihr Geig,
de Sturm spielt lustig sei Lied im Gezweig.

An wu de nár hiehorchst, do hörst de Musi,
un jeds macht se salber mit Lust un Geschid.

De Menschen von heut nár spielen salber ten Ton,
's nudelt nár 's Radio un 's Grammophon.

An a noch drzu 's mechan'sche Klavier,
die sorgn, doß fa Mensch mehr a Stüdel spielt vür.

Ach, dos is racht schod, ihr könnt mir's gelabn;
a sitte Musi fa Frad doch net gabn.

's Harz muh mit spielen un de Hand sich mit regn,
a su nár bringt Musi uns richtig Segn.

War salber Musi macht, ihr Leitte markt's euch,
schließt jeden Tog auf sich a himmlisches Reich.

Was uns die Komponisten vermach, dos erbn wir Musler, doß 's Harz sei en lacht.

Drüm Gunge un Madle, laht erst euch dos sogn:
Tut mit de Musi euch a Bissel rümplogn.

Lernt Geign un Zupfen un Geissen un Singe;
's is gar net su schwer, 's fa jeder erzwingt.

War spielen fa a Instrument,
dar frat sich bis zum selign End.

's wár schod drüm, Leit, dos darf net sei,
wenn drubn im Gebirg de Musi schließ ganz ei.

Ihr hobt doch drzu meitog viel Geschid,
drüm lernt sei racht schläßig e bissel Musi!

(Schuldirektor Uhlig-Lauter: Lernt Musi.)

Erhole Dich am Bergsee Filzteich in Neustädte im Erzgebirge.

Entstanden ist der Bergsee in den Jahren 1483—1485 als älteste Talsperre Sachsens. Die Erzbergleute schufen den mächtigen Stausee von 23 Hektar Wasserfläche, um eine großzügige Versorgung ihrer Maschinen mit Wasserkraft für alle Zeiten zu sichern. Aus seiner Geschichte ist der Dammbuch von 1783 bemerkenswert. 1786 besuchte Goethe den See. In seinen Reiseblättern spricht er von der Anlage und dem Zweck der Talsperre. Dort gibt er auch die Erklärung ihres merkwürdigen Namens: „Der Große Filzteich ist deshalb so genannt, weil seine Südseite an ein Terrain anstößt, das aus Granitverwitterung besteht und mit Torf, welches von dem Volke Filz genannt wird, bedeckt ist. Der Bergsee, ein Naturwunder, überwältigend schön im Anblick der herrlichen Wasserfläche, umgeben von tiefgrünen, stundenweiten Fichtenwäldern, liegt auf einer weiten, bewaldeten Hochebene bei der alten Bergstadt Neustädte im Erzgebirge. In seinem nordwestlichen Teile befindet sich das größte und schönste Strandbad des Erzgebirges, eine Stätte idealster Verbindung von Strand-, Bade- und Waldleben. Jede Art Wassersport hat in ihm eine Pflegestätte gefunden. Schwimmbahn, 10-Meter-Sprungturm, Waldliegewiese sind eingerichtet und ergänzen vorteilhaft die natürliche Bad- und Sportanlage, die im Jahre 1933 erbaut wurde. Tausende tummeln sich am Strande in der würzigen Waldluft und lassen sich in der Sonne bräunen, Tausende finden Erfrischung und Kräftigung im kristallklaren Wasser des Sees oder finden Erholung auf den

weiten und gepflegten Waldwegen in der näheren und weiteren Umgebung des Sees, die zu stundenweiten Spaziergängen laden.

Die Wege sind gut markiert und Bänke vorhanden. Von der Stadt aus: Nach dem Gleysberg, Köhlerturn, 602 Meter hoch (Erholungsheim der Doktor-Willmar-Schwabe-Stiftung) ½ Stunde. Nach der Taufhermühle (Gaststätte) über Gleysbergwald, ¼ Stunde. Nach dem weltbekannten Radiumbad Oberschlema (rückwärts über den Radiumsteig durch den Gleysbergwald), ¼ Stunde. Kleinere Wanderungen vom Filzteichbad aus: Nach dem Torfstich (Gaststätte) im Hartmannsdorfer Walde, ¼ Stunde. Nach Schloß Stein über Wildbach-Harten-

stein. Nach dem Forsthaus Brinzenhöhle über Ober- und Niederschlema. Nach dem Rechenhaus am Floßgraben über Zschorlau—Albernau. Nach dem Hirschenstein über Griesbach—Lindenau. Größere Wanderungen vom Filzleichenbad aus: Burkhardsgrün—Blauenthal—Auersberg (1020 Meter hoch), 4 Stunden. Burkhardsgrün—Wolfsgrün—Eibenstock—Bielhaus, zwei Stunden. Burkhardsgrün—Reidhardtsthal—Eisenhammer, 1½ Stunden. Hundshübel—Stützgrün zum Kuhberg (714 Meter hoch), 3 Stunden. Eibenstock—Johanngeorgenstadt zum Fichtelberg (1213 Meter hoch), 7 Stunden.

Die Verkehrswege sind folgende: Neustädte ist Endstation der Eisenbahnlinie Niederschlema—Radiumbad Oberschlema—Schneeberg—Neustädte. Bis Werdau und Zwickau bestehen ausgezeichnete D-Zug-Verbindungen mit unmittelbaren Anschlüssen nach dieser Linie. Von allen Seiten ist Neustädte leicht zu erreichen durch die Kraftverkehrslinien der RWG. Es liegt an den Linien: Aue—Neustädte—Bergsee Filzleichen, Radiumbad Oberschlema—Neustädte—Bergsee Filzleichen, Aue—Neustädte—Bergsee Filzleichen—Blauen. Von Chemnitz erreicht man Neustädte auf der Kraftwagenlinie Chemnitz—Aue mit Umsteigen in Aue; von Zwickau mit der Linie Zwickau—Aue mit Umsteigen in Schneeberg. Auskünfte jeder Art erteilt das Verkehrsamt im Rathaus Neustädte, Fernruf Nr. 206. Dort sind auch Faltsblätter kostenlos erhältlich und Auskünfte jeder Art erteilt das Verkehrsamt im Rathaus Neustädte, Fernruf Nr. 206. Dort sind auch Faltsblätter kostenlos erhältlich und Auskünfte über Reisekosten, Kosten von Vereinsausflügen nach Neustädte, Preise für Uebernachtung und Verpflegung usw. zu erhalten. Ausführliche und genaueste Beratung in Wanderangelegenheiten durch den Erzgebirgszweigverein Neustädte und das städtische Verkehrsamt im Rathaus.

Sagen erzählen von Neustädte

Der Berggeist in der Grube „Sieben-Schlehen“ bei Neustädte.

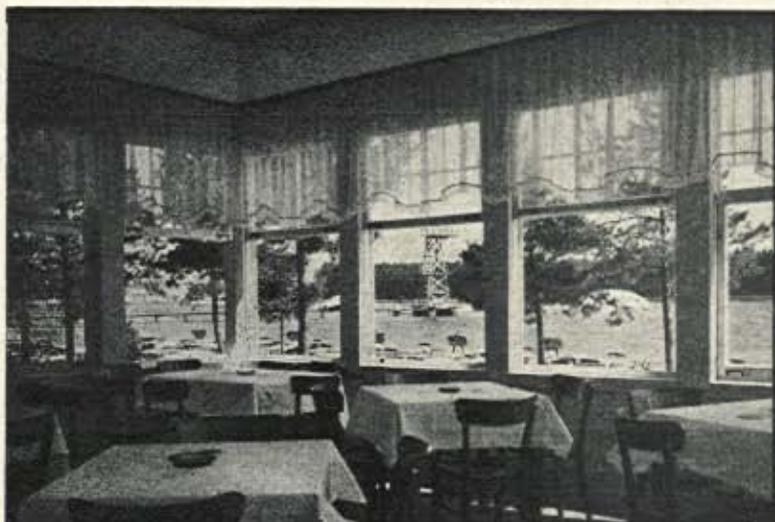
Es war eines Jahres am 24. Dez., als ein Bergmann in der Grube „Sieben-Schlehen“, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, getrosteten Mutes einfuhr. Rüstig ging er an seine Arbeit. Da gegen Mitternacht ließen sich in der Ferne Schritte vernehmen, und der Bergmann glaubte, einer seiner Gefellen komme, um ihn abzulösen. Doch als das „Sappen“ näher kam erblickte er einen Mann, der trug an der Brust eine goldig funkelnde Blende mit einer Kerze darin; seine Kleidung war dunkel bis auf die weißen Strümpfe; an den Füßen hatte er glänzend schwarze Schuhe und der Kopf war mit einem Hute, ähnlich den Napoleonsshüten, bedeckt. Sein Gesicht konnte jedoch der Bergmann vor Glanz nicht sehen; nur das eine sah er, daß ein silberweißer Bart bis auf die Brust herniederhing. Die Erscheinung blieb vor ihm stehen und sagte nichts, leuchtete ihn aber an und kehrte auf demselben Wege wieder zurück. Als der Bergmann am anderen Morgen von seinem Begegnis erzählte, sagten ihm seine Gefellen, das sei der Berggeist gewesen. In demselben Schachte arbeitete am nächsten Karfreitage ein anderer Bergmann. Derselbe hörte in seiner Nähe ein unaufhörliches Sägen und Hämmern, wiewohl er wußte, daß keine Zimmerlinge da waren. Er zeigte dies beim Ausfahren dem Steiger an, welcher sogleich einfuhr und die Töne ebenfalls hörte. Darauf ließ derselbe



Schindler-Kaue

den Ort mit Brettern verschlagen. Nach wenigen Tagen aber war er tot.

Die weiße Frau zu Neustädte. In Neustädte bei Schneeberg erzählt man von einer gespenstischen weißen Frau, welche eine Sechswöchnerin gewesen und endlich verbannet worden. Auf deren Grab ist immer ein Grüblein, einer Backschüssel groß, geblieben, ob man es gleich zufüllte.



Große Fenster der neuzeitlichen Gaststätte geben den Blick auf den Bergsee frei



Freude- und Kraftquell — das Seebad im Erzgebirge

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(20. Fortsetzung.)

„Sagten Sie eben etwas?“ Ann-Christins Augen glitzerten von verhaltenem Frohlocken. Karthesius mußte an sich halten, er hätte der schönen Frau in diesem Augenblick ins Gesicht schlagen können. Da kam Johnny heran, um beim Auffammeln mitzuhelfen und stieß Karthesius vorsichtig an. „Hab eben meine Nase vor die Tür gesteckt, schön sieht das Wetter irgendwie ja nich aus“, sagte er.

Ann-Christin hatte die Empfindung, daß Karthesius leicht zusammenzuckte. Er richtete sich auf. „Ihr könnt den Rest allein zusammensuchen, Kinner's Augenblick mal.“ Mit diesen Worten verschwand er nach hinten.

Im nächsten Augenblick nahm Ann-Christin den letzten, kleinen, fortgeflogenen Zettel von Johnny in Empfang und zog höchst zufrieden ihre Handtasche zu. Jetzt mußte ja Robert Walter kommen! Wie zufrieden wird er mit mir sein! dachte sie.

Tatsächlich tat sich auch die Tür auf. Robert Walter kam herein, zwei Herren hinter ihm. Aber zufrieden schien er nicht. Mißtrauisch und unruhig ließ er seine Blicke rundgehen im Lokal.

„Hier setzt euch mal hin“, sagte er zu seinen beiden Begleitern und zeigte auf einen leeren Tisch. Dann ging er auf Ann-Christin zu und sah sie mit fragenden Augen an. „Guten Tag, gnädige Frau“. Er verbeugte sich und nahm Platz. Johnny kam eifertig heran. „Einen Kognat“, bestellte Walter. Johnny wandte den Rücken, und Ann-Christin flüsterte leise: „Er kommt gleich wieder.“

„Wollen's hoffen.“

„Warum so mißmutig? Es war gar nicht leicht, ihn so lange hierzuhalten. Ich hab' extra meine Handtasche deswegen ausgeschüttet.“

„Wird nicht viel geholfen haben. Johnny“, rief er dann laut, und die Frau guckte ihn ganz erstaunt an, daß auch er den Mizer kannte. „Johnny, was suchst du da hinten, bring mir mal erst meinen Kognat. Ich will dich was fragen.“

Johnny drehte sich um und kam nach vorn. Sein Gesicht sah nicht im geringsten schuldbehaftet oder verlegen aus, sondern gerade so leer und nichts sagend wie nur je. Er trat hinter den Bartisch und stand gleich darauf mit dem Kognat am Tisch. „Warum sind Sie so unzufrieden mit mir, Herr Leutnant?“ sagte er zu Ann-Christins Verwunderung, und sie wunderte sich bei

jedem Wort mehr, das gesprochen wurde! „Weil du deinem Freund, dem Baron, wieder den Schlüssel nach hinten herausgegeben hast. Das wird dir noch mal teuer zu stehen kommen“, fügte er auf Johnny's entrüsteten und ablehnenden Blick hinzu. „Ihr habt natürlich das Gespräch von der gnädigen Frau abgehört. Am liebsten würde ich dich ja gleich mitnehmen, aber daß dir die Konzession für den Abhörapparat entzogen wird, darauf kannst du dich verlassen. Ich zahle gleich. Was haben Sie verzehrt?“ wandte sich Robert Walter an Ann-Christin.

„Einen Flip“, antwortete die Frau prompt und brav wie ein kleines Schulmädchen, so erstaunt war sie von dieser Entwicklung, und eine brennende Röte kam langsam und ziemlich unmotiviert in ihre Wangen geschlichen.

„Für die gnädige Frau ist bezahlt“, sagte Johnny.

„Das kommt gar nicht in Frage. Den Flip zahle ich selbstverständlich. Das Geld eines Gauners rechne ich überhaupt

nicht. Ach so, Jungens“, rief er dann zu den beiden Herren am anderen Tisch herüber. „Schaut doch mal hinten nach, ob sich unser Freund Karthesius vielleicht doch noch dort aufhält, denn warum sollte es Johnny sonst so eilig gehabt haben, seine anderen Gemächer aufzusuchen. Früher“ — fügte er scheinbar leiser, zu Ann-Christin gewandt, hinzu — „früher gingen Johnny die Gäste, und zwar die anständigen, über alles.“

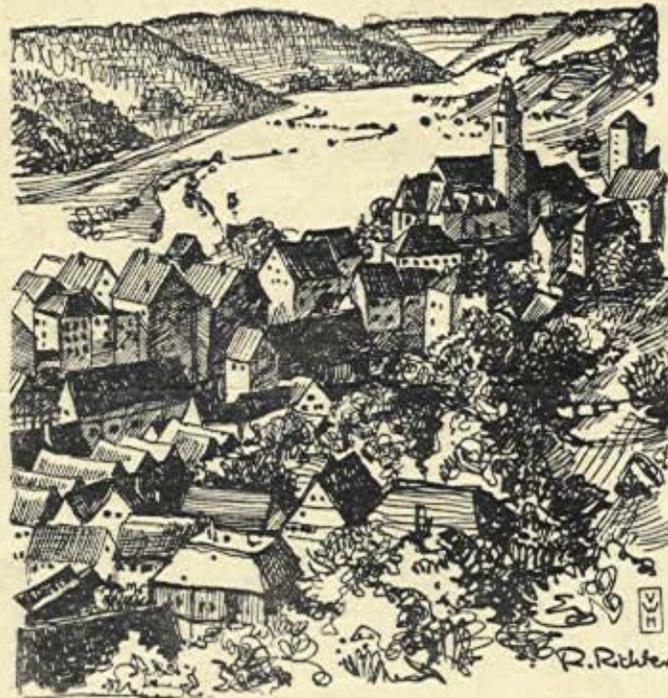
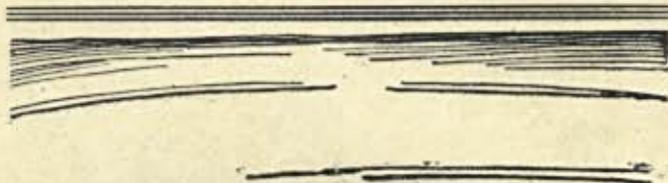
Johnny schwieg sich aus, kassierte das Geld und verschwand hinter seinem Bartisch. Die beiden Herren kamen achselzuckend wieder nach vorn: „Hinten ist alles in Ordnung und leer“, sagte der ältere von beiden in dienstlicher Haltung.

„Dann ist eben nix zu machen. Dann geht mal. Ich brauch euch nicht mehr. Schönsten Dank.“

Walter erhob sich und half Ann-Christin in ihre Jacke hinein. Mit den Worten, „wenn wir bloß wüßten, wo der Kerl wohnt“, verließen sie das Lokal.

In Carlos Puppengesicht hatte es erstaunlich heftig während der ganzen Zeit gearbeitet. Plötzlich sagte sie zu ihrer Freundin: „wart mal einen Augenblick. Ich bin gleich wieder da.“

Sie ergriff ihren Pelztragen und stürzte hinaus, guckte sich aufgeregt nach allen Seiten um, erblickte schließlich Ann-Christin und ihren Begleiter, denen sie eilig nachlief. Sie faßte Ann-Christin am Ärmel



Horb am Neckar. Dieses malerische, altertümliche württembergische Oberamtsstädtchen an der Bahnlinie Stuttgart—Zürich baut sich an einem Berggrücken auf. Es ist eine Lust, durch die alten Gassen, Straßen und Treppen emporzusteigen durch mittelalterliche Tore und Tortürme und sich hier auf Schritt und Tritt vom Geist vergangener Jahrhunderte umgeben zu lassen. Eines Besuches wert sind auch die LiebFrauentapelle und die Stiftskirche. Nahe bei Horb liegt Nordstetten, wo der Schwarzwaldsdichter Berthold Auerbach geboren wurde und begraben liegt.

und brachte noch ganz außer Atem: „Ach, verzeihen Sie, gnädige Frau“ hervor.

Ann-Christin guckte sich um und sah der hübschen Puppe aus dem Lokal direkt ins Gesicht. Sie waren beide gleich groß. „Bitt' schön, Sie wünschen“, fragte sie freundlich.

„Sie wollten doch die Adresse von Dr. Karthesius wissen. Der wohnt in Charlottenburg, Fredericiastraße.“

Die drei waren stehen geblieben und störten den Fußgängerverkehr. Eben war Robert Walter aber zu erstaunt und interessiert, als daß er darauf geachtet hätte. Er musterte scharf die fremde junge Dame: „Sie haben vorhin auch in dem Café gefessen“, sagte er dann. „Ich sah Sie wohl, gnädiges Fräulein —“ er lächelte sie wohlwollend an. „Aber wer sind Sie denn, und was wissen Sie denn von Karthesius?“

Carla lächelte freundlich zurück. „Ach, das tut ja wohl nichts zur Sache. Ich war früher mal ganz gut mit ihm befreundet.“

„So so — na dann läßt es sich ja auch erklären, warum Sie nicht wissen, daß er nicht mehr in der Fredericiastraße wohnt. Aber vielleicht können Sie uns sonst einen Tip geben, oder haben Sie gar keine Ahnung, wo er noch wohnen kann. Und wollen Sie mir nicht doch Ihren Namen sagen?“

„Wer sind denn Sie? Ich bin gewohnt, daß sich der Herr zuerst vorstellt.“

Robert Walter verbeugte sich leicht, lächelte kaum merklich und sagte dann: „Walter — aber nicht mit Vornamen. Robert ist mein Vorname, wenn Sie's ganz genau wissen wollen.“

„So genau wollt ich's ja gar nicht wissen. Sind scheinbar der Sinnigsten einer.“ Sie verbeugte sich nun auch und sagte: „Bannies — Carla Bannies.“

„Also, Fräulein Carla, wo könnten wir Karthesius finden?“

„Vielleicht bei seinem Freund Fred Müller oder in der Specht-Pension. Was wollen Sie eigentlich von ihm?“ fiel ihr plötzlich ein zu fragen, denn irgendwo entdeckte sie auf einmal noch oder wieder einen Funken Sympathie für den schönen Harry, und — Schlechtes wollte sie ihm ja gar nicht antun — nur ihn etwas ärgern.

„Jetzt muß ich schon sagen: das tut ja wohl nichts zur Sache. Aber ich dank Ihnen schön, mein Fräulein, und —“, er überlegte eine Sekunde — „wo könnte ich Sie selbst wohl finden, wenn ich Sie mal wiedersehen möchte?“

Carla guckte von einem zum anderen. So ganz behaglich war ihr nicht mehr zumute. Der Zorn war verraucht und das schlechte Gewissen, jemand „verpeßt“ zu haben, machte sich bemerkbar. „Sagen Sie doch bitte, gnädige Frau, was ist mit Harry Karthesius? Sie werden ihm doch nichts Böses antun?“

Der Mann antwortete für Ann-Christin. „Aber nicht im geringsten, Fräulein Carla — trotzdem — möchte ich Ihnen nur den Rat geben, sich nicht wieder mit ihm zu befreunden. Aber — sein's nett, geben Sie mir noch Ihre Adresse.“

„Meine Adresse — nee. Aber wenn Sie wollen, können Sie mich in dem Modegeschäft von Berger, Kantstraße, finden. Ich bin nämlich Mannequin“, setzte sie mit einem gewissen Stolz hinzu.

„Sehr schön — also dann noch recht herzlichen Dank.“ Robert Walter grüßte und wollte weitergehen. Ann-Christin aber reichte aus einem ihr im Moment unerklärlichen Instinkt heraus der jungen Dame ihre schöne gepflegte Rechte und sagte

ausgesprochen freundschaftlich: „Auf Wiedersehen, liebes Fräulein Carla.“

Carla blieb mit offenem Munde stehen und sah den beiden nach, die sich langsam entfernten. Ein schönes Paar, dachte sie, aber sie ist zu alt für ihn, reizend ist sie, sie hat so liebe Augen. Dann wandte sie sich und eilte ins Lokal zurück. „Hast, Liebes, sei nicht böse —“

Johnny trat heran und unterbrach sie: „Carla, das erzähl' ich aber dem Doktor, daß Sie ihn verpiffen haben. Pfui.“

Carla wurde puterrot und richtete ihre Augen beinahe stehend auf Johnny. „Wieso verpiffen?“

„Na, haben Sie etwa eben nicht dem Polizeileutnant alles gesagt, was Sie über Karthesius wissen?“

„Ein Polizeileutnant war das?“

„Ja, kennen Sie ihn denn nicht?“

„Warum sollt' ich denn jeden Polizeileutnant kennen“, begehrte sie auf.

„Das hätt' ich wirklich nicht von Ihnen gedacht, Fräulein Carla.“

„Ach, was heißt hier — ich hab' überhaupt nicht gesagt. Und das ginge Sie auch nichts an. Ich will jetzt zahlen“, sie bekam es auf einmal mit der Angst zu tun, „ich will hier nicht länger bleiben.“ Sie zog ihr kleines Portemonnaie und entwand nach ein paar Minuten mit hoheitsvoller Kopfbewegung, hast als Anhängel hinterher.

Ann-Christin war kaum nach Hause gekommen, Robert Walter hatte sie bis vor die Tür gebracht, da klingelte das Telephon. Die Frau nahm noch mit der linken Hand den Hut vom Kopf, während sie jetzt schon mit der rechten den Telephonhörer anhub.

„Bitte, ja —“

„Karthesius . . .“ tönt es ihr entgegen.

Im Augenblick weiß die Frau nicht, was sie machen oder sagen soll. Sie will abhängen, dann wieder nicht, sie macht den Mund auf und schließt ihn wieder — es ist wirklich ein sehr ratloser Augenblick für die Frau. Im Apparat bleibt es auch still. Dann bringt sie noch einmal ein „Bitte, ja —“ heraus.

Karthesius antwortet: „Das war nicht schön von Ihnen, und das wird Ihnen auch noch einmal bitter leid tun. Immerzu wird Polizeileutnant Walter Sie ja wohl nicht bewachen können! Ich wußte gar nicht, daß ich solch einen Konkurrenten bei Ihnen habe. Das nächste Mal aber zieht er den Kürzeren. Sie brauchen deswegen nicht gleich Angst vor mir zu bekommen. Also — auf baldiges Wiedersehen, Ann-Christin.“

Ann-Christin aber bekam doch Angst. Sie hörte noch ein Knacken im Apparat, dann hing sie selbst an. Langsam setzte sie sich auf den Stuhl, vor dem sie gerade stand. Er war nicht weich und nicht bequem, es war ein richtiger harter Stuhl mit einer steifen Rückenlehne, aber sie blieb lange darauf sitzen. So lange, bis die alte Marie hereinkam und fragte: „Ann-Christinchen, was willst du denn essen? Oder magst du heute kein Abendbrot. Du mußt aber was essen.“

„Ja, ja, bring' rein, was du da hast.“

Die alte Marie schlurfte heraus und kam gleich mit einem großen Tablett wieder herein: „Ich hatt' schon zurechtgemacht.“

Als Ann-Christin an diesem Abend im Bett lag, geschah es zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie freiwillig wieder hinaustrat, um nachzusehen, ob Marie die Tür auch gut verriegelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kießlich M

„Also, Fräulein Carla, wo könnten wir Karthesius finden?“

Die Torfhütte / Skizze von E. Mierich, Neukirch

„Wemmr od irscht das Luder Stien¹⁾ 'raus hätt, do gitt no ane Wurzel zengsrim²⁾!“ Der alte Hanns-Jahns richtete sich auf, wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand den Schweiß von der Stirn, schob mit zwei Fingern die Mütze ins Genick und kratzte sich mit den drei andern. Es war eine rechte Schinderei mit den Stöcken; daß sie, wie die Leute sagten, dreimal heizten, beim Roden, beim Zerkleinern und endlich beim Feuern, das war keine Lüge, und die erste Art fühlte er zur Genüge. Schon zeitig hatte er sich mit seinem Nachbar aufgemacht.

Die Frühlingsnacht lag noch auf dem Dorfe, als die beiden schon mit dem kleinen Weiterwagen abrückten. Rebel spannen noch am Waldsaum, u. schüchtern flötete die erste Schwarzdrossel ihren morgendlichen Lockruf über die Wipfel. In der Ferne antwortete eine andere, und immer neue Sängler fielen in das Konzert des Waldes ein. Ein schämiges Rot flog über den Himmel, der wie eine kristallene Glocke über den Bäumen hing, dann tauchten sich einige Federwölkchen in leuchtende Purpurglut, und violette Schatten schlangen sich um die fernen Berge. Endlich schossen die ersten goldenen Sonnenpfeile über die Wipfel, daß das junge Grün der Maispitzen kerzenhaft aufleuchtete. In Millionen Diamanten glitzerte die Waldwiese, und von den Rippen der Gräser troff Gefunkel.

Doch was ging die Männer der Frühlingsmorgen an? Sie waren beide weit über ihren Lenz hinaus, der alte Hanns-Jahns und sein Nachbar, der Wiesen-Staglach. Hauptsache war ihnen, die Stöcke kamen 'raus, alles andre würde sich schon finden. Das mußte man ja dem alten Förster lassen, geizen tat der mit dem Holze nicht, und so ein Stock gab bald seine dreiviertel Meter Holz. Aber damals, ja damals standen auch noch Bäume im Hochwalde, wie sie jetzt keiner mehr sieht.

Der alte Staglach befühlte die hartnäckige Wurzel, schob das Stück Priem in den andern Rundwinkel, spuckte umständlich aus und sagte: „Nimm od de Winde, dorno³⁾ wird'r schon kumm.“ Der Hanns-Jahns holte vom „Viterwahn!“⁴⁾ die Wagenwinde, schneuzte erst mal durch die Finger, steckte die „Drauch!“⁵⁾ ein und fing an zu drehen. Mit Achzen und Knacken hob sich der gewaltige Wurzelstock aus dem Boden, einen großen Stein fest in den krausen Armen haltend. Noch ein gemeinsamer Ruck, und er lag auf der Seite, die Wurzeln hilflos in die Morgenluft reckend. So arbeiteten die beiden gemächlich und fast wortlos weiter, nur hin und wieder, wenn sie gemeinsam den Hebebaum ansahen, erklang das Zupp, Zupp! über die Blöße und brach sich in neckischem Echo drüben am Waldrande.

Die Mittagssonne war schon längst über den Schlag gewandert, und die blauen Abend Schatten schoben sich sacht vom Berghange vor. Da wischte sich der Hanns-Jahns die Hände an der Schürze ab, klopfte den Pfeifenkopf an dem „Birstiele“⁶⁾ aus und sagte: „Du, hinte hier mor uff.“ Der Wiesen-Staglach spuckte den letzten Rest Priem in großem Bogen zwischen die Stöcke und entgegnete: „Das dächt'ch balse o.“ Damit war Feierabend gemacht. Das Handwerkszeug wurde im Dickicht

versteckt, und beide trotteten den Waldweg entlang, jeder eine tüchtige Wurzel auf der Schulter.

Die Amsel flötete müde. Rebelstreifen stiegen aus dem Bache und legten sich breit und dick auf der großen Moorbiese nieder, so daß die Dächer der zwei Bretterschuppen, in denen die Torfziegel zum Trocknen aufgestapelt wurden, wie Schiffe auf einem Meere von Milch zu schwimmen schienen. Ein angenehmer Duft von Herdrauch kam über die Wiese, und je weiter die Männer in den Rebel eintauchten, desto traulicher wurde das matte Funkeln eines Lichtes, das aus einer armseligen Hütte am Ende der Torfwiese kam. Selbst einem der großen Torfhausen gleichend, wie sie rings auf der Wiese standen, hochte das alte, verwitterte Häuschen im Abend. Das moosüberwucherte Strohdach saß schon etwas schief auf den grünveralgten Balken des Unterbaues, aus denen winzige Fenster ausgeschnitten waren. Ein kleines Gärtchen legte sich an die eine Seite an, ein Fliederstrauch duftete in die Nacht. So stand die Torfhütte in der Wald-einsamkeit, kein Laut störte ihren Frieden, selbst das sonntägliche Geläut der Kirchenglocken drang nicht bis zu ihr; darum hatte sie auch ihre eigene Glocke. Oben auf dem First wuchs eine blaue Glockenblume und himmelte in den Wald.



Die Torfhütte an der Himmelwiese.
Zu unserer Erzählung.

Schwarz stieg das Dach vor den beiden Männern aus dem Rebel. Die Türe quietschte in den rostigen Angeln, ein Lichtstreif fiel auf den Weg, eine Klingel schrie aufgeregt, zwei Paar benagelte Stiefel scharrten auf den roten Ziegeln des Flures, und gebückt traten die beiden in die niedere Stube: „'n Ohmd, Roarle“, grüßte Hanns-Jahns das eisgraue Männchen, das hinter dem grünen Rachelosen hervorgehumpelt kam, setzte sich auf die Wandbank und wischte mit dem Ärmel eine Bierlache vom Tisch. „'n Ohmd, 'n Ohmd mitnandr, hot orsche 'nu 'raus, eure Stäcke“, 's is wull a schie bißl Hulz?“ „'s gitt⁷⁾, a ju,“ sagte der Wiesen-Staglach und spuckte unter den Tisch, „wenn morsche od irscht kloar hitn⁸⁾“. Jeder packte sein rotes Säcktlein aus, drin ein Runkeln Brot und ein Stück Speck eingewickelt waren, und sie schnitten große Fieder⁹⁾ ab, die sie mit dem Taschenmesser aufspießten und in den Mund schoben. Dabei nahmen sie ab und zu einen tüchtigen Schluck Neukircher Korn aus dem Bullchen, das der alte Torfhüttenkarle mit bestimmter Selbstverständlichkeit auf den Tisch gesetzt hatte.

Noch ein Gast war in der Stube; er blies aus seiner Tabakspfeife dicke Wolken zur schwarzgeräucherten Balkendecke und blickte von Zeit zu Zeit an die Ruckucksuhr, die mit müdem Pendelschlag die Zeit anzeigte.

„Nu Raz,“ begann der Hanns-Jahns, „biste wieder a mol hübn? Hoachte Tobak gepascht? Vorkees mr od a Päckl vun denn Abornkräut¹⁰⁾!“ „Dann werd'r halt bei eich dohiem wuhl

¹⁾ Stein, ²⁾ ringsherum, ³⁾ danach, ⁴⁾ Weiterwagen, ⁵⁾ Drehling, ⁶⁾ schmerz Hammer, ⁷⁾ „Heute hören wir auf!“ ⁸⁾ „Das dächt' ich bald auch.“ ⁹⁾ „Habt ihr sie nun heraus, eure Stöcke?“ ¹⁰⁾ „Es geht.“ ¹¹⁾ „wenn wir sie nur erst klar (klein) hätten!“, ¹²⁾ Bissen, ¹³⁾ Kartoffelkräutchen, ¹⁴⁾ türktischer.

ne finden, 's is echter tärkscher 19)", und damit schob ihm der Naz ein Päckchen über den Tisch hin.

Schnarrend schlug die Uhr neun, doch dem Ruckuck versagte wie immer die Stimme nach dem vierten Schläge. Da stand der Naz auf, klopfte seine Pfeife am Ofen aus und schob sie in die Tasche, dann blinzelte er durch die Scheiben in die Nacht und drückte sich still aus der Stube. Aus einer Ecke des Flurs zog er einen mächtigen Lucifack hervor, hochte ihn auf und schlich vorsichtig hinaus. So kam er jede Woche zweimal, immer zu anderer Zeit und an anderen Tagen, lugte erst durch das Fenster, ob der Förster oder der Grenzer in der Stube sitzt, und erst wenn diese beiden Feinde seines nächtlichen Gewerbes nicht da waren, holte er den Quersack, der immer prall gefüllt war, unter einer Fichte hervor und trat ein. Einmal aber, in einer finsternen Herbstnacht — der Pascher Naz war noch nicht lange fort —, hörte man das Echo eines fernen Schusses durch den Wald hallen. Der alte Karl wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit seinen Gästen und legte still die Tabakspfeife weg. Von der Zeit an sah man den Naz nimmer.

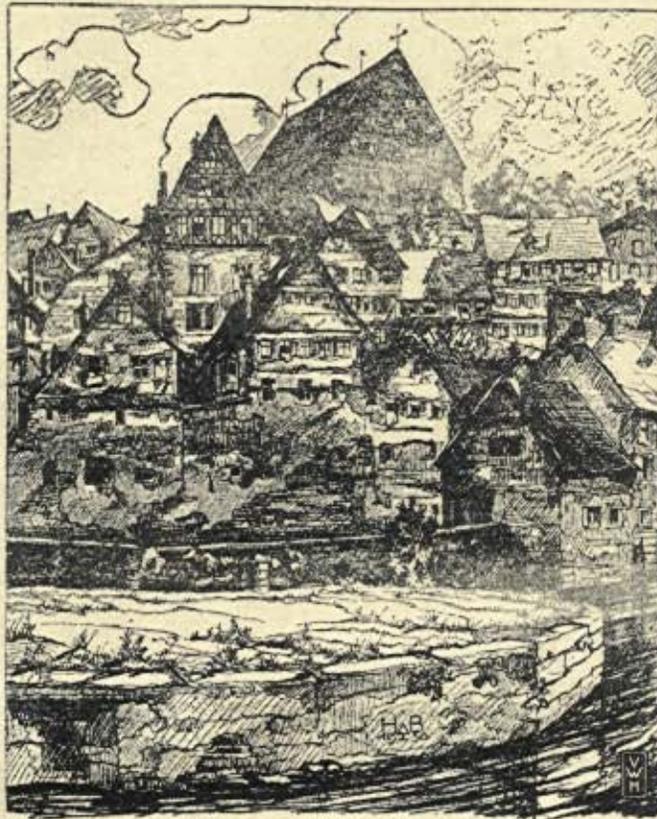
In der Torfhütte war noch ein später Gast angekommen, der Waldhüter, der oben am Angstberge einen neuen Schlag abgesteckt hatte. Die vier Männer schmachteten nun aus ihren Pfeifen einen Knaster, daß die französischen Soldaten von Anno dreizehn an der Wand noch härbeißiger als vorher aus ihren wurmstichigen Rahmen niederblickten. Als der Mond neugierig sein glänzendes Gesicht über die Tannenwipfel schob, verschmolzen die schwarzen Gestalten der Heimgehenden mit der Finsternis zwischen den nächtlichen Bäumen. Das Licht in der Torfhütte erlosch, und schweigend breitete die glänzende Nacht ihre Fittiche über die Wiese. Nur fern vom Angstberge her tönte der Schrei eines Käuzchens.

So stand diese Waldidylle noch vor vierzig Jahren. Der Wanderer, der auf Nebenwegen, die bekanntlich immer die schönsten sind, um den Baltenberg wandert, kommt wohl heute noch auf den Torfhüttenweg, aber unter moosigem Rasen morscht der Knüppeldamm, auf dem die Torfwagen beladen fuhren. Doch der Wald hat das kleine Anwesen verschlungen und seine grünen Kulissen auf der sumpfigen Wiese aufgebaut, ist ins Gärtchen der alten Leute gestiegen, die längst im fernen Kirchdorf kühler Rasen deckt. Verfallen ist das kleine Haus, nur die Mauersteine des Grundes liegen halb versunken im sumpfigen Boden. Gerade auf dem Türsteine steht eine stämmige Fichte, als wollte sie Wacht halten, daß niemand mehr darüberschreite in die alte Zeit. Erdbeeren und Farne wuchern dort, wo einst die kleine Stube war. Nur einer ist lebendig geblieben: der klare Quell, der sein kristallenes Wasser gurgelnd in ein selbstgewühltes Becken speit. In mancher Nacht klingt seine Weise gedämpft, klagend, voll verhaltener Wehmut. Aber drüber singt die Drossel ihr schluchzendes Liebeslied wie einst.

Die größte Blume der Welt

Ein botanisches Kuriosum — 4 Meter Umfang.

Der Amorphophallus aus der Gattung der indisch-malaisischen Araceen gilt als die größte Blume der Welt. Diese in Sumatra heimische Pflanze besitzt einen knolligen Wurzelstock und bringt meist nur ein einziges riesenhaftes dreiteiliges Laubblatt hervor und einen mächtigen Blütenkolben, der von den Eingeborenen abgetocht und gegessen wird. Das Seltsame an der größten Blume der Welt, daß sie außerhalb ihrer Heimat nur höchst selten zur Blüte gelangt. Im Londoner Kew Garden hat sie bisher nur zweimal geblüht, und im Newyorker Botanischen Garten am 27. Mai zum ersten Male. Die exotische Pflanze verweilte über 5 Jahre lang in einem schlafähnlichen Zustand und entwickelte lediglich drei Blätter. Die amerikanischen Botaniker waren daher nicht wenig überrascht, als die eigenartige Blume plötzlich zu sprießen begann. Es sind die ungewöhnlichen Ausmaße dieser Pflanze, die von jeher das Interesse der Botaniker erweckten. Das Newyorker Exemplar mißt über 2½ Meter, wovon nur 50 Zentimeter auf den ebenförmigen Stengel entfallen. Der Blütenkolben weist eine Länge von 2 Meter auf, und die Blüte, die einer umgestülpten Glocke gleicht, hat einen Umfang von 4 Meter. Außen ist sie gelb und grün, innen aber braun. Die Blüte strömt einen widerwärtigen Geruch aus. Durch außerordentlich hohe Treibhaustemperaturen und nachgeahmten tropischen Regen in großen Mengen wurde die größte Blume der Welt zum Blühen gebracht.



Schwäbisch Hall. Die an den steilen Hängen des Kochertales sich aufbauende alte Salzfleckenstadt, Mittelpunkt des romantischen Burgenlandes, bietet einen überaus malerischen Anblick. Vor anderen berühmten mittelalterlichen deutschen Städten hat Hall das durch das Kochertal mit der nahen Comburg und dem Einkorn gebildete, schöne und abwechslungsreiche Landschaftsbild voraus. Die Stadt ist uralt und hat eine außerordentlich reiche Vergangenheit, in welcher mittelalterliche Kaisergeschlechter eine Rolle spielen. Alte Türme, idyllische mittelalterliche Gassen und wertvolle Bauten aus der einstigen Reichsstadtherrschaft vereinigen sich zu Bildern, welche jedem Besucher unvergänglich bleiben. Jährlich vergrößert sich die Zahl der schönheitstuchenden Fremden und der das Solbad aufsuchenden Kurgäste. Aber trotzdem ist Schwäbisch Hall als deutsches Kleinod noch zu wenig bekannt.

Der „Fliegende Holländer“ in Covent Garden

Film und Rundhorizont lösen technische Schwierigkeiten.

In der Londoner Covent Garden Opera wurde der „Fliegende Holländer“ seit dem Jahre 1932 erstmalig wieder aufgeführt.

Bei dieser Gelegenheit konnten die Besucher sich von den inzwischen erfolgten technischen Verbesserungen der Opernbühne überzeugen. Für den „Fliegenden Holländer“ wurden Bühnenbilder geschaffen, die eigens zu diesem Zweck bei stürmischer See im Golf von Biskaya aufgenommen worden waren. Die Lichtbilder werden auf einen 23 Meter hohen hufeisenförmigen Horizont projiziert. 16 000 Watt werden auf einen Schleiervorhang geworfen, und sobald diese Lichtfülle ausgeschaltet ist, tritt das Geistergeschiff in Erscheinung. Praktisch geschieht folgendes: das elektrische Licht übertrahlt das auf einen zweiten Vorhang projizierte Bild des Schiffes, das dann mit fortschreitender Abdunkelung allmählich aus dem Nebel aufzutauchen scheint.

Technische Schwierigkeiten, die durch die neue Anlage behoben sind, waren die einzige Ursache, weshalb der „Fliegende Holländer“ in der Vergangenheit so selten aufgeführt wurde.



Johanngeorgenstadt im Spiegel der Sage

Die Geschichte der Gründung der Stadt am Fastenberg ist hinreichend bekannt, wenige aber werden wissen, welche seltsamen Fäden der Sage sich um Johanngeorgenstadt ranken und so wird es unsere Leser interessieren, zu erfahren, daß schon lange Zeit vor Gründung der Stadt verschiedene Zeichen auf die Entstehung der Ezulanten- und Bergstadt hingewiesen haben sollen. Ein Köhler, so wird z. B. erzählt, war kurz vor Erbauung von Johanngeorgenstadt auf dem gegenüberliegenden böhmischen Berge eingeschlummert. Hierauf aber hat er ein so starkes Geräusch auf dem Fastenberge, worauf jetzt die Stadt steht, vernommen, wie sonst nur in einer Stadt gebräuchlich ist. Darüber ist er nicht nur aufgewacht, sondern er hat sich auch wachend nicht zu fassen gewußt.

Der letzte evangelische Lehrer zu Platten, mit Namen Johann Jahn, hat einstmals einen Traum gehabt, als wären vom Joachimsthaler Wege Wagen geräffelt gekommen, deren Deichseln alle auf den Markt zugegangen; hernach wäre ein großes Wasser und rauschende Flut gekommen und hätte alles in den Grund hinabgeschwemmt.

Am Fest Mariä Heimsuchung, als am 2. Juli des Jahres 1648, sahe man zu Breitenbrunn frühe unter der Predigt gegen den Fastenberg zu, auf welchem sieben Jahr später die Stadt gegründet wurde, in der Wolke eine Stadt aufgehen, und vor der Stadt einen Gottesacker liegen, darauf zwei Totenbahnen standen, und in der Mitte ein grüner Baum.

Wunderfam muten diese Niederschriften an, die in Lehmanns historischem Schauplatz zu finden sind und es ist ganz selbstverständlich, daß nach solchen Sagen man sich auch den Funden von Erzen zugewendet hat und eine weitere Sage erzählt, wie ein gespenstisch graues Männchen in der Grube „Treue Freundschaft“ bei Johanngeorgenstadt sein Wesen treibt.

In dem Bergwerke zur „Treuen Freundschaft“ hat sich am 7. August 1719 folgendes begeben: Es arbeitete vor Ort Johann Christoph Schlott, und da man zu Mittaa ausgepocht hatte, höre er

gegen den Schacht noch jemanden husten. Da meinte er, es werde der Steiger vor Ort fahren, solches in Augenschein zu nehmen. Nachdem sich aber niemand eingestellt hatte, wollte er ausfahren; aber kaum hatte er sich umgewendet, da nahm er wahr, wie ihm jemand vom Schachte her mit brennendem Grubenlichte entgegen kam. Dadurch wurde Schlott in seiner früheren Meinung, daß es der Steiger sei, wieder bestärkt. Doch als sie endlich beide auf der Strecke zusammenstießen, nahm er wahr, daß es ein sehr kleiner Mann in einem braunen Kittel war. Derselbe hing eben, als Schlott vorbei fuhr, sein Grubenlicht ans Gestein, so daß es auch sofort hängen blieb, legte die Tasche ab und sprach zu Schlotten: „Ist's schon Schicht?“ denn die Bergleute fuhrten an diesem Tage wegen der Beerdigung des Hammerwerksbesitzers eine Stunde früher aus. Bei dieser Anrede überfuhr Schlotten ein Schauer, er eilte davon und traf keine Arbeiter mehr in der Grube an. Dies Begegnis erzählte er darauf dem Steiger, welcher anfangs nicht viel davon wissen wollte; doch mußte Schlott später den Ort zeigen, woran das Männchen sein Grubenlicht gehalten hatte. Dasselbst nahm man eine kleine Kluft wahr und es wurde an der Stelle ein Schuß gebohrt, der einen Gang öffnete, von dem man mehrere Quartale nacheinander eine gute Ausbeute machte.

Auch vom Ursprung des Namens Fastenberg, worauf jetzt Johanngeorgenstadt steht, wird berichtet, er soll davon herrühren, daß einst bei einer Jagd auf diesem Berge eine Kurfürstin starken Hunger empfand, und daß sie darauf, nachdem nichts oder nur wenig Spielie sich vorgefunden, gesagt habe: „Das mag mir wohl ein rechter Fastenberg sein!“

Der Name der Zechen „Scheller Traum“ am Jugler Wege bei Johanngeorgenstadt rührt von einem Traume her, welchen eine Frau gehabt und der den Ort anzeigte, wo man einschlagen müsse.

So ist also Frau Sage immer auch der Stadt am Fastenberge hold gewesen und wir wollen hoffen, daß die Normen des Schicksals ihr auch weiterhin einen guten Faden spinnen.



Das Stadtwappen von Johanngeorgenstadt.